Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 209 (1936)

Artikel: Der Schelm vom Rhein
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-657075

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

weiblichen Weſen machten ſich mehr aus dem Kurgaſt, als ſie ſich je anderswo aus dem Fuhrmann gemacht. Ein linder Hauch aus der Welt der ungenoſſenen Genüſſe umſpielte die Tage nicht Aſchmanns bloß, ſondern des Herrn Aſchmann.

Als er wieder ins Dorf kam, trug er eine engliſche Reiſemütze auf dem Kopf und gelbe Schuhe an den Füßen.

Die Fuhrmannszeit ging nach und nach zu Ende. Er konnte nicht mehr. Man übertrug ihm leichteres Tagewerk. Sonntags trank er nun nicht mehr den Sauren aus den heimatlichen Rebbergen, ſondern ſaß in einer Art feierlicher Stimmung bei ſeinem Glaſe Veltliner. Im übrigen zankte er immer noch, nicht mit den Mägden allein, ſondern auch mit meinen Nichten. Jede Kleinigkeit, die anders ging, als er ſich's gedacht, brachte ihn aus der Faſſung. „Ich ha's ja gſeit gha!" Je weniger er Hand anlegen konnte, um ſo mehr wuchs ſeine Verdrießlichkeit. Gegeſſen hat er immer. Abends ſaß er oft auf der Steintreppe vor dem Haus, und ſeine Augen waren halb geſchloſſen.

An einem Winterſonntag jaßte er mit den andern Knechten in der Stube. Darauf war ihm nicht ganz wohl, und er ging zu Bett. Nicht mehr in der Knechtekammer, ſondern in ſeinem eigenen kleinen weißgetünchten Zimmer in dem neuen Hauſe meines Bruders. Anderntags kam er nicht herunter. Man holte den Arzt. Eine leichte Grippe. Nach drei Tagen war er tot. Ohne Schmerzen, ohne Klagen eingeſchlafen. Man hatte das nicht erwartet. „Ich ha's ja gſeit gha", hätte er ſelber zu dem Vorkommnis geſagt.

Man begrub ihn. An die ſechzig Jahre war er nur alt. Ein paar arme Verwandte erbten den Reſt des Lohns, der auf dem Bankkonto ſtand. Sonſt hat er nichts hinterlaſſen. Keine Kinder, kein Hab und Gut, kein verwaiſtes Ehrenamt, noch hätte irgendein Verein den Hinſchied eines Mitgliedes zu beklagen. Aſchmanns Leben iſt beſcheiden verlaufen, ſeine Seele war nicht ſtark. Die Stetigkeit unſeres Hauſes gab ihr den Halt. An die vierzig Jahre iſt er uns treu geweſen und wir ihm. Ich erinnere mich ſeiner als eines Angehörigen und in der Weiſe, wie ich es hier mit unzulänglichen Mitteln darzuſtellen verſuchte.

Der Schelm vom Rhein.

Einem reichen Kaufmannsſohn vom Rhein fehlte es bei aller angeborenen Schalkigkeit und Helläugigkeit nicht an Kronen und Laubtalern, dem Erbteil ſeines Vaters. Er ließ ſich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in eines der öſterreichiſchen Regimenter anwerben, das nach dem Prinzen von Salerno getauft war und in der ganzen Armee wegen der Buntheit ſeiner Uniform in hohem Anſehen ſtand. Der abenteuerhungrige Burſche knauſerte nicht mit Zechgelagen und Freigebigkeiten mancherlei Art; da das Geld aber nach einem alten Sprichwort hinkend eingeht und tanzend forthüpft, ſo war er bald auf dem Grunde ſeines Säckels angelangt, und es geſchah ihm obendrein das Ungemach, daß er in den Banater Sumpfgebieten an einem tückiſchen Wechſelfieber erkrankte. Man ſchaffte den Kranken, deſſen Leben nicht einen roten Heller mehr wert war, in die Hütte eines Schafhirten in Futtack, wo man gerade Quartier bezogen hatte, machte ihm eine Lagerſtatt aus Stroh und Zelttüchern zurecht und überließ ihn ſeinem Sterben. Da wurde er noch einmal, vor der Türe des Todes, der Schelm und Eulenſpiegel, der ein falſches Geldſtück unter die gaukelluſtige Schar der Gaffer warf, damit ſie ſich ſeinetwegen auf dem Boden wälzten und die Köpfe verſchlügen. Er ließ den Regimentsauditor rufen und erklärte ihm mit frommer Miene, es gehe mit ihm zu Ende, aber bevor er ſterbe, wünſche er das Haus ſeines Lebens zu beſtellen und ſich allen denjenigen dankbar zu erweiſen, die ihm lebtags Gutes erwieſen hätten.

„Daher möchte ich Sie bitten, Herr Auditor, meinen letzten Willen zu beurkunden. Meine Mutter ſtarb vor Jahresfriſt. Ich habe einiges zu hinterlaſſen."

Der Auditor richtete eine notdürftige Schreibgelegenheit her und fragte, was alſo ſein letzter Wille ſei.

„Erſtlich vermache ich dem Herrn Obriſten fünfzehntauſend Gulden, er war ein menſchenfreundlicher Führer des Regiments!"

Der Auditor blickte ihn argwöhniſch an. „Iſt das Ihr ehrlicher und wahrhaftiger Wille?" fragte er.

„Bitte, schreiben Sie, was ich Ihnen sage!“

„Also dem Herrn Obristen fünfzehntausend Gulden“, schrieb der Auditor, und sein Gesicht bekam einen grämlichen Ausdruck.

„Fernerhin“, fuhr der Sterbende fort, „dem Herrn Major, der mir stets ein leuchtendes Beispiel auf der Bahn der Ehre gewesen ist, zehntausend Gulden, jedem der Herren Hauptleute im Bataillon fünftausend und meinem eigenen Hauptmann in Sonderheit achttausend Gulden ...“ Der Auditor kritzelte; bei jeder Zahl zuckte er mit den Augenwimpern. Der Sterbende weiter: „Dem Herrn Oberleutnant dreitausend, dem Herrn Feldpater zweitausend Gulden und item ...“ Ein bellender Husten unterbrach das Sprechen.

„Und item, Herr Musketier?“ drängte der Auditor.

„Dem Herrn Auditor ...“ Der Sterbende sann eine Weile vor sich hin, dann fuhr er mit einem flüchtigen Lächeln fort, „dem Herrn amtierenden Auditor unter der Bedingung, daß er strengstes Schweigen über diesen meinen letzten Willen bis zu seiner Eröffnung bewahrt —“

„O bitte, Herr Musketier, bei meiner Ehre!“

„Dreitausend Gulden! Das wäre alles.“ Er schob sich wieder unter die Zeltdecke. Aber der Herr Auditor hatte kaum die Reinschrift des Testamentes anzufertigen begonnen, als er sein Geheimnis schon mit dem Unterleutnant teilte, und noch ehe der Tag verblichen war, wußte es das ganze Regiment. Ordonnanzen und Fourierschützen wurden in Marsch gesetzt. Die Krankenstube war mit einem Male voller Grade und Orden. Man erkundigte sich angelegentlich nach dem Befinden des armen Musketiers, rief den Wundarzt, brachte Blumen und Obst. Nein, das Essen aus der Garküche taugte plötzlich für den Kranken nicht mehr. Man konnte den armen Menschen nicht eine Stunde länger auf dem muffigen Stroh liegen lassen ... Wozu gab es Geschäfte in Karlowitz, in denen man Bettwäsche und Polster und Kissen und Handtücher, in denen man Delikatessen kaufen konnte, Rosolio aus Triest, Maraschino aus Zara, Karlowitzer Wermut und Ausbruch, den edlen Slibowitz, den reinsten Ofener und schmackhaftesten Menescher, Kaffee, Mais, Trüffeln, Braten und Weißbrot, um dem Kranken den Abschied vom jungen Leben zu verbrämen?

Der Musketier starb nach einigen Tagen, inmitten einer Festung von Flaschen, gefüllten Schüsseln und Tellern. Der Schafhirt hatte ein paar Schlaraffiatage gehabt. Das Leichenbegängnis des großmütigen Verstorbenen war von außergewöhnlichem Gepränge. Sämtliche Vermächtnisnehmer nahmen daran teil. Der Obrist hielt eine mit Sinnbildern und klassischen Aussprüchen gespickte Grabrede, die seinen fünfzehntausend Gulden alle Ehre machte.

Die Eröffnung des Testamentes ergab, daß der geschwätzige Auditor nichts Unwahres berichtet hatte. Nun lief das Papier den vorgeschriebenen Instanzenweg: an den Hofkriegsrat nach Wien, an die Staatskanzlei, an den beim Trierischen Hofe akkreditierten Gesandten, den Grafen von Metternich, von diesem zur Kurfürstlichen Regierung zu Trier und zu guter Letzt an den Gemeindevorsteher im Heimatorte des Testators. Frage: „Wo und wie hoch ist die Erbmasse?“

Hier lag das Papier nicht einen Tag. Dann lief es den Weg der Instanzen zurück, freilich mit einem kurzgefaßten Begleitschreiben des Inhalts, daß Testator keinerlei Vermögen hinterlassen habe, wenigstens nicht als Erbteil seiner jüngst verstorbenen Mutter, die durch den Leichtsinn ihres einzigen Sohnes völlig verarmt gewesen sei. Folgten Siegel und Unterschrift.

Der langen Gesichter gab es viele. Die Geschichte sprach sich herum. Durch die ganze Armee rauschte ein schadenfrohes Gelächter, von denen entfacht und geschürt, die zuvor noch auf die glücklichen Erben neidisch gewesen waren. Denn wer den Schaden hat, braucht, wie man weiß, für den Spott nicht zu sorgen.

Es gab schon immer Menschen, die selbst in ihrer letzten Stunde ihre Schelmenkraft nicht einbüßten, gleich jenem Possenreißer und weisen Toren Till Eulenspiegel, von dem das Volk erzählt, daß er noch als Toter, indes die Gaffer um seine Leiche standen, in schallendes Niesen ausgebrochen sei.